

HENSCHEL-BLÄTTER



Werkszeitung
der
Henrichshütte-Hattingen



1. Jahrgang.

Zuschriften sind zu richten an
Henschel & Sohn G. m. b. H. Henrichshütte,
Abteilung Schriftleitung der Henschel-Blätter.

23. Juli 1926

Die „Henschel-Blätter“ erscheinen jeden 2. Freitag.
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptverteilung gestattet

Nummer 13.

Von der Wohnungswirtschaft.

In der Vorkriegszeit setzte überall da, wo durch die wirtschaftliche Entwicklung Bedarf an Wohnungen eintrat, sehr schnell die private Bautätigkeit ein. Es war auch sehr leicht, Wohnhäuser zu bauen, den wenn jemand Geld hatte, um einen Bauplatz zu bezahlen, so konnte das Bauen losgehen. Die Unternehmer stellten vielfach die Häuser fix und fertig hin und sorgten dafür, daß der Bauherr von Sparkassen, Versicherungsanstalten usw. das Bargeld gegen Eintragung einer Hypothek geliehen bekam. Auch dieses war nicht schwer, denn die Sparkassen usw. hatten reichlich Geld zur Verfügung. Ein Risiko für den Bauherrn sowohl als auch für den Unternehmer bestand hierbei so gut wie gar nicht, da sich die Kosten durch die Mieten verzinsten und auch an eine Tilgung des Geldes gedacht werden konnte. So kam es, daß sich selbst in Gegenden mit plötzlicher wirtschaftlicher Entwicklung, auf dem Wohnungsmarkt Angebot und Nachfrage sehr schnell einander anpaßten und jeder konnte normalerweise eine Wohnung haben, wie er sie sich wünschte und zu angemessenem Mietspreise.

Durch den Ausbruch des Krieges wurde dieser natürliche Vorgang unterbrochen. Nach kurzer Zeit ruhte der Wohnungsbau fast ganz, weil die Baumaterialien wie so vieles andere, für Kriegszwecke Verwendung fanden und auch die noch vorhandenen Bauhandwerker für Neubauten der Rüstungsindustrie notwendig wurden. Dadurch trat natürlich nach kurzer Zeit ein Mangel an Wohnraum ein, der sich nach Beendigung des Krieges ganz erheblich steigerte. Die Folge war, wie bei fast allen Sachen der Kriegs- und Nachkriegszeit die Zwangsbewirtschaftung.

Diese fing bereits im Dezember 1914 mit der Einführung der Mietseinkommenssteuer an und führte schließlich über unzählige Verordnungen usw. zum heute noch gültigen Mieterchutzgesetz. Zu dieser Zwangsbewirtschaftung der Wohnungen kann man schließlich auch noch die Belastung mit der Hauszinssteuer rechnen.

Es möge dahingestellt bleiben, ob die Zwangsmassnahmen alle oder teilweise berechtigt gewesen sind. Sie haben vielleicht manche Härten vermieden, aber ganz bestimmt haben sie sehr viele Härten und

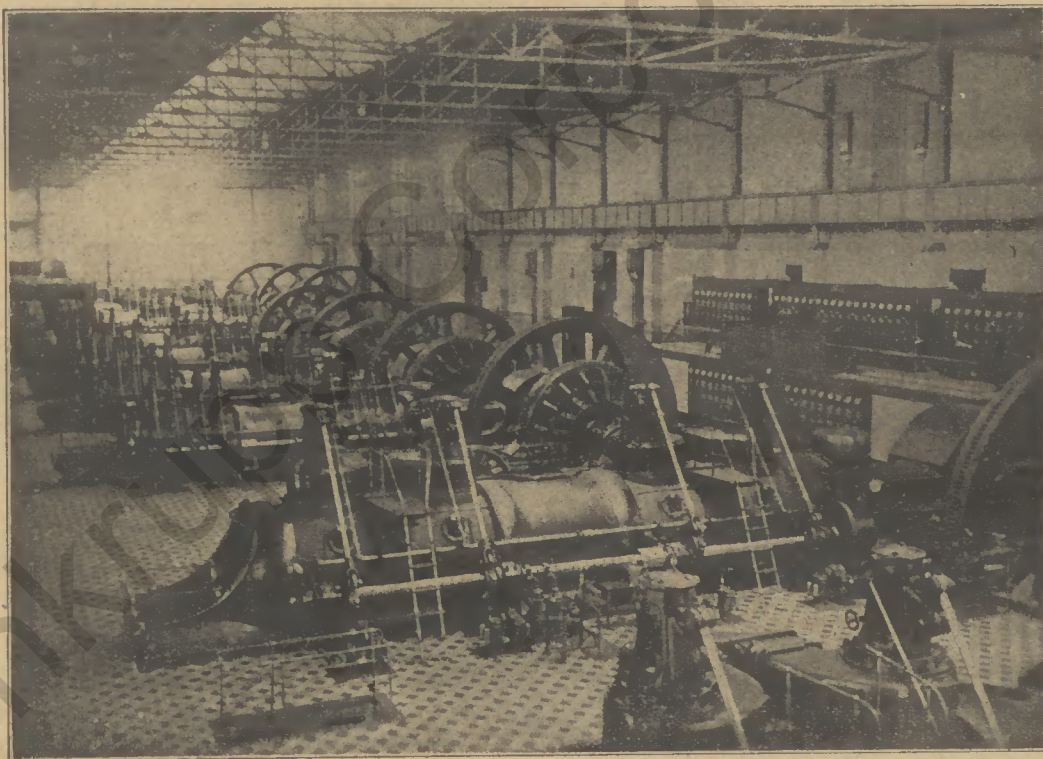
Nachteile für die Hausbesitzer sowohl als auch für die Mieter im Gefolge gehabt. Die große Mehrzahl unserer Leser wird allerdings sagen, der Mieter hat keinen Nachteil sondern nur Vorteil davon. Aber wie manche ordentliche Familie wartet auf eine Wohnung, und würde vom Hausbesitzer sehr gern genommen, wenn er unsaubere, zänkische und auch vielfach mit Absicht keine Miete zahlende Bewohner nur los werden könnte. Welche Last und welchen Ärger derartige Leute auch für die Mitbewohner und in der Nachbarschaft verursachen, wird wohl schon mancher erfahren haben. Unzählige Streiftigkeiten und Prozesse sind die Folge. Nach einer Statistik sind im Jahre 1924 im Reich 816 000 Prozesse in Wohnungstreitigkeiten geführt, welche etwa 120 Millionen Mark Kosten verursachten, wobei der Verdienstausfall und die sonstigen Kosten der Parteien nicht gerechnet sind.

Die Kosten der Wohnungszwangswirtschaft gehen ins Ungeheure. In den gesamten Wohnungsämtern des Reiches waren 1925 rund 30 000 Beamte tätig. Für die mit der Wohnungswirtschaft verbundenen Abgaben u. Steuern sind etwa 8000 Beamte beschäftigt. Bei einem Durchschnittseinkommen von 4000 Mk. ergibt dies eine Ausgabe von rd. 150 Millionen Mark. Hierzu kommen noch die sachlichen Kosten für Büroräume, Heizung, Beleuchtung, Büromaterialien usw.

Wenn man alles berücksichtigt, so dürfte die Berechnung eines Reichstagsabgeordneten über die Kosten der Wohnungszwangswirtschaft mit allen ihren Nebenerscheinungen mit jährlich rund 450 Millionen Mark nicht anzuzweifeln sein.

Im großen und ganzen ist man sich in allen Kreisen wohl darin einig, daß der Nutzen der Wohnungszwangswirtschaft zu den aufgewendeten Kosten in gar keinem Verhältnis steht, und man sucht schon lange nach einem Ausweg. Man ist sich auch darin einig, daß die Zwangswirtschaft ihre Existenzberechtigung in dem Augenblick verloren hat, in dem sich Nachfrage und Angebot auf dem Wohnungsmarkt in etwa wieder decken. Um diesen Zustand zu erreichen, hat man jetzt jahrelang allerhand Verfahren versucht, um die Wohnungsbautätigkeit zu heben. Die eingeschlagenen Wege und die erzielten Erfolge sollen in einem weiteren Aufsatze erörtert werden.

Gf.



Blick in unsere Gaszentrale.

Wirtschaftlicher Rundfunk.

Durch die weitere Herabsetzung des Reichsbankdiskontsatzes von $6\frac{1}{2}$ auf 6 Prozent soll eine weitere Belebung unserer Wirtschaft angestrebt werden. Eine solche Ermäßigung des Zinsfußes der Reichsbankgelder hat regelmäßig auch eine Herabsetzung der Zinshöhe der Privatbanken zur Folge. Den Vorteil davon hat natürlich die Wirtschaft, die nunmehr mit billigerem Geld arbeiten kann.

In Deutschland besteht zur Zeit immer noch eine große Geldflüssigkeit, die sogar dazu führte, daß deutsche Banken einen bedeutenden Betrag der Anleihe der Vereinigten Stahlwerke selbst übernehmen konnten, ein Unterfangen, welches bisher nur kapitalkräftigen ausländischen Geldinstituten, insbesondere in Amerika, möglich war. Eine solche Geldflüssigkeit ist allerdings für ein so armes Land wie wir es sind und bei unserer anhaltenden Wirtschaftsnot nicht gerade restlos Erfreuliches. Sie rührt einfach daher, daß unsere Industrie und unser Handel nicht in der Lage sind, Geld zu verbrauchen, da es an Absatz und Aufträgen fehlt.

Das vom Reichsarbeitsminister angekündigte große Programm der Reichsregierung, welches die großzügige Schaffung von Arbeitsgelegenheit für unsere Erwerbslosen vorsieht, soll nun baldigst verwirklicht werden. Die Reichsregierung beabsichtigt, zur Deduktion der Kosten des Programms eine Anleihe von 200 Millionen Reichsmark aufzulegen. Die als notwendig erkannten Arbeiten sollen sofort durchgeführt werden. Für die Kanalbauten sollen die erst für den nächstjährigen Haushalt vorgesehenen Mittel schon jetzt aufgebraucht werden. Auch für die Auftragserteilung der Reichsbahngesellschaft an die Industrie soll durch Verbilligung von Zinsen für die aufzuwendenden Gelder gesorgt werden.

Die augenblickliche Lage auf dem Kohlenmarkt läßt am besten folgender Bericht des rheinisch-westfälischen Kohlenyndikats erkennen: „Die Auswirkungen des englischen Bergarbeiterstreikes haben sich für den Ruhrbergbau, wie es bei einer längeren Dauer des Streikes zu erwarten war, bei dem Absatz in das bestrittene Gebiet im Juni in stärkerem Maße bemerkbar gemacht, als es bereits im Mai der Fall war. Im unbestrittenen Gebiet ist jedoch kaum eine Veränderung der schlechten Absatzlage eingetreten. Hier wies der Absatz gegenüber dem Vormonat nur eine ganz geringe Besserung auf, die in der Hauptsache auf eine Mehrabnahme in Roks zurückzuführen ist, deren Ursache in dem Aufhören der Sommerpreise zum 30. Juni lag. In der ersten Hälfte des Monats war der Gesamtabsatz in das unbestrittene Gebiet sogar noch um rund 10 Prozent geringer als in der entsprechenden Zeit des Vormonats gewesen, und die Roksbestände hatten noch zugenommen. Bei dem Absatz in das Ausland nehmen vor allem die Lieferungen nach Frankreich und Belgien im freien Verkehr zu. Auch das holländische Geschäft weist eine Belebung infolge der verstärkten Lieferungen für Bunkerzwecke auf. Im Hamburger Revier, wo der Absatz im Mai noch wenig verändert war, zeigte sich im Juni, nachdem die Lager englischer Kohle geräumt waren, ebenfalls eine Steigerung. In Frage kommen nach wie vor für den Ersatz der englischen Streikausfälle in erster Linie grobe Sorten in Fett- und Gasflamtkohlen. Die Absatzverhältnisse im deutsch-ober-schlesischen Bergbau haben sich ebenfalls etwas gebessert, doch ist die Auswirkung des englischen Streikes nur indirekt in einer gewissen Entspannung der Lage in den bestrittenen Absatzgebieten des Inlandes, in der Hauptsache in Berlin und im Rüstengebiet zu spüren. Die arbeitstägliche Förderung konnte von 50 361 Tonnen im Mai auf 54 504 Tonnen im Juni gesteigert werden. Im nieder-schlesischen Bergbau war die Besserung nur sehr gering. Das Saarkohlengeschäft hielt sich im gleichen Rahmen wie im Mai, die Orientierung nach Frankreich zeigt sich immer deutlicher. Die Absatzverhältnisse im Aachener Bezirk waren gut. Im mitteldeutschen Braunkohlenbergbau trat zwar eine Besserung des Absatzes ein, doch konnte eine Verringerung des Stapels bisher noch nicht vorgenommen werden. Beim Rheinischen Braunkohlenyndikat gingen Bestellungen im Juni in befriedigendem Umfange ein. Die Nachfrage auf dem französischen und belgischen Kohlenmarkt konnte bei weitem nicht befriedigt werden. Im ost-schlesischen Bergbau hat sich die Lage infolge des englischen Streikes ebenfalls erheblich gebessert. Wegen der Valutaverhältnisse in Polen tritt die polnische Kohle besonders im Norden als scharfer Wettbewerber unserer Kohle auf. Die Versandzahl, die vor dem Streik täglich rund 50 000 Tonnen betrug, soll

**Nur in einem gesunden Körper wohnt
eine gesunde Seele!
Darum treibt Sport! Kommt zum Turnen!**

sich auf über 100 000 Tonnen gehoben haben. Die Höchstzahl der bisher arbeitstäglich gestellten Wagen betrug 13 000.

Die geringe Besserung, die hier und da in den deutschen Kohlenrevieren festzustellen ist, entspringt in der Hauptsache dem Fehlen der englischen Konkurrenz, und wie unser Absatz in das bestrittene Gebiet zeigt, nicht etwa einer Besserung der inneren Wirtschaftslage. Das Gesamtbild der Wirtschaft erklärt die Bewegungslosigkeit der Konjunkturkurve auf dem inneren Kohlenmarkt und gibt zu der Vermutung Anlaß, daß nach dem Aufhören des englischen Streikes der Konkurrenzkampf um die Kohlenmärkte mit alter Schärfe wieder einsetzen wird. Langfristige Abschlüsse konnten nicht in dem Umfang hereingeholt werden, daß man von ihnen einen dauernden



**Handgriff nicht umfassen,
sondern Daumen
längs der Finger halten,
Kurbel mit
kurzem Ruck nach oben reißen.**

Gewinn erwarten könnte. Nach Beendigung des englischen Streikes wird also ein allmählicher Rückgang des Absatzes eintreten, der voraussichtlich keinen Ausgleich in einer entsprechenden Besserung des inneren Kohlenmarktes finden wird, denn wie sich die Verhältnisse in der inneren Wirtschaft entwickeln werden, ist noch sehr unbestimmt. Man wird aber, nach der Gesamtlage in der Industrie zu urteilen, in der nächsten Zeit wohl kaum mit einer durchgreifenden Besserung der Verhältnisse rechnen können.

Die vielfachen Unwetter, über die wir in den Zeitungen lesen, haben bei manchem von uns gewiß einige Besorgnisse über den Ausfall den diesjährigen Ernte aufkommen lassen. Sie sind glücklicherweise größtenteils unbegründet. Ueber den augenblicklichen Stand der Saaten berichtet das statistische Reichsamt folgendes: „Das bis zum letzten Drittel des Juni anhaltende regnerische Wetter hat durch die ungewöhnliche Stärke der Regenfälle auf den Feldern vielerlei Schaden angerichtet. In manchen Gebieten des Reiches sind durch Hochwasser große Überschwemmungen verursacht worden, die weite Flächen wertvollen Kulturlandes unter Wasser setzten und die darauf befindliche Ernte größtenteils vernichteten. Auf leichtern und höher gelegenen Böden haben die starken Niederschläge im Juni dagegen fast durchweg günstig auf die Weiterentwicklung der Saaten eingewirkt und deren Wachstum gut gefördert. Mit dem Nachlassen der Niederschläge zu Ende Juni ist auch sonst im allgemeinen wieder eine Besserung eingetreten.

Nach den Begutachtungen zu Anfang Juli kann der Stand der Halmfrüchte im ganzen — entgegen den gehegten Befürchtungen — als befriedigend bezeichnet werden. Die Beurteilungen für Wintergetreide bleiben zwar etwas im Vergleich mit dem Vorjahre zurück, für Sommergetreide lauten diese aber fast durchweg günstiger als 1925. Als Folge der zu starken Regenfälle ist bei Winterroggen vielfach die Blüte beeinträchtigt worden, so daß mit mehr oder minder lückiger Körnerbildung gerechnet werden muß. Bei Winterweizen ist häufiger Gelbrost aufgetreten. Außerdem wird vielfach über umfangreiche Lagerung der Getreidefelder sowie über starke Verunkrautung, namentlich der Sommergetreide, berichtet. Mehr als die Halmfrüchte haben unter dem nassen Juniwetter die Hackfrüchte gelitten, und zwar hauptsächlich die Spätkartoffeln, bei denen sich schon verschiedentlich Knollenfäule gezeigt hat. Die Rüben sind fast überall verpflanzt und weisen ein gutes Wachstum auf. Ihre weitere Entwicklung wird aber durch eine ungewöhnlich starke Verunkrautung beeinträchtigt sowie vielfach auch durch die Rübensiegen, die in diesem Jahre in großen Mengen auftreten. Sehr störend war die bisherige Witterung für die Ernte von Klee- und Wiesenhheu, die sich hierdurch zumeist bis zum letzten Junidrittel verzögerte. Durch den verspäteten Schnitt läßt vielfach die Güte des Futters zu wünschen übrig. Durch Nässe und Überschwemmungen sind auch große Mengen von Heu und Gras verfault und verschlammte und können nur noch als Streu Verwendung finden.

Unter Zugrundelegung der Zahlennoten 2 = gut, 3 = mittel, 4 = gering ergibt sich im Reichsdurchschnitt folgende Begutachtung: Winterweizen 2,6, Sommerweizen 2,7, Winterpelz 2,6, Winterroggen 2,9, Sommerroggen 2,8, Wintergerste 2,7, Sommergerste 2,5, Hafer 2,6, Kartoffeln 2,9, Zuckerrüben 3,0, Runkelrüben 3,0, Klee 3,1, Luzerne 2,7, Bewässerungswiesen 2,5, andere Wiesen 2,7.

L. u. x.

Aus meinen Lehrjahren in Amerika.

Von ***

Als ich 1919 die Schule verließ, um Maschinenbau zu studieren, wurde in Deutschland von vielen namhaften Werken für die Ausbildung der Praktikanten ein Lehrgeld von etwa 1000 Mark verlangt. Mein Vater hielt es daher für richtiger, mich zur praktischen Arbeit nach Amerika zu schicken, wo die Lehrlinge schon damals einen kleinen Lohn erhielten. So kostete meine praktische Zeit sogar weniger, als wenn ich in Deutschland geblieben wäre.

Ich wurde bei der General Electric Co. in Schenectady, N. Y., als „Sonder-Lehrling“ mit 1 1/2-jähriger Lehrzeit mit einem Anfangslohn von 10 Cents/Std. eingestellt. Zunächst kam ich in die Schalttafelabrik, wurde einer Monteurlinie beigegeben und war vom ersten Tage meiner Arbeit an am Gruppenafford beteiligt. Die „Bastelei“ während meiner Schuljahre kam mir hier zugute, ich konnte kleinere Schalttafeln bald so gut und so rasch montieren wie die anderen Arbeiter, die meist auch jüngere Leute waren. An die großen, ungeheuer komplizierten Schaltanlagen für Kraftwerke kamen wir Lehrlinge natürlich nicht heran, aber unsere Erziehung war von Anfang an sehr scharf darauf zugeschnitten, Verantwortungsgesühl und Ehrgeiz in uns zu wecken. Ich erinnere mich genau des Tages, als ich durch eine Ungeschicklichkeit eine fast vollendete mehrfache Marmor-schalttafel umstieß, so daß die Tafeln zerbrachen und einige wertvolle Hochdrathinstrumente entzwei gingen. Ich mußte nicht nur die ganze Montage ohne Bezahlung noch einmal machen, sondern es wurde mir auch noch der Wert der zerbrochenen Materialien vom Lohn abgezogen. Auf meine Beschwerde darüber wurde mir geantwortet, ich arbeite ja im Afford und könnte den Schaden durch stramme Arbeit wieder ausweken.

Ich war froh, daß ich die heißen Sommermonate in der luftigen Schalttafelabrik bei leichter Arbeit zubringen konnte. Wir hatten bis 103 Grad Fahrenheit, d. i. 35 Grad Celsius im Schatten. Das Klima in den Distrikten ist reich an starken Kontrasten; der großen Hitze im Sommer steht ein langer, bitter kalter Winter gegenüber. Sehr scharfe Temperaturänderungen in ganz kurzer Zeit sind keine Seltenheit; so erlebte ich im Winter innerhalb 24 Stunden einen Sprung des Thermometers von -16 Grad auf +5 Grad, dazu starken mehrstündigen Regen, der natürlich sofort zu einer dicken Eisschicht auf dem durchkältesten Boden gefror, und wieder eine sprunghafte Abkühlung auf -10 Grad. Das Glatteis lag über 10 Zentimeter dick in den Straßen.

In den Sommermonaten, besonders in der ersten Zeit, als ich noch keinen Bekanntenkreis hatte, machte ich an den Sonntagen nach guter deutscher Gewohnheit lange Spaziergänge in die Umgebung der Stadt. Es

gab damals, als auch in Amerika Automobile noch zu den Seltenheiten gehörten, keine brauchbaren Landstraßen. Die Entwicklung der Vereinigten Staaten hat das Zeitalter der Landstraßen übersprungen, man baute zuerst Eisenbahnen und Kanäle, dann elektrische Ueberlandbahnen und erst in der neuesten Zeit ging man an den Bau von Straßen für die Bewältigung des Automobilverkehrs. So war ich also im allgemeinen auf wenig benützte Wege oder die Geleise der Eisenbahnen für meine Wanderungen angewiesen. Der auf den Geleisen der Bahnen durchs Land ziehende „Tramp“ ist ja als typische Gestalt des amerikanischen Landstreichtums auch bei uns durch zahlreiche Filme wohl bekannt. Unter diesen Umständen ist das Wandern drüben wohl romantisch, aber nicht immer ein reines Vergnügen gewesen, und der Durchschnittsamerikaner hielt sich an bequemere Vergnügungen. Als ich eines Tages bei Tisch erzählte, ich sei durch den Wald zum Ballston-See gewandert, erhielt ich die Antwort: „So etwas sieht euch verrückten Deutschen ähnlich, ein vernünftiger Mensch fährt im zehnten Teil der Zeit mit der elektrischen Bahn dorthin!“

Schenectady ist aus einer schon von den holländischen Einwanderern begründeten Siedlung hervorgegangen. Die Stadt liegt am Mohawk, einem Nebenflüßchen des Hudson, dessen Name jedem deutschen Jungen aus den Lederstrumpferzählungen bekannt ist. Ihre einzige Bedeutung liegt darin, daß dort die größte amerikanische Elektrizitätsfirma, die General Electric Co. und eine der größten Lokomotivfabriken, die American Locomotive Co. ihre Werke haben. Zu meiner Zeit waren in diesen beiden Werken zusammen etwa 23 000 Arbeiter und Angestellte tätig, also fast ein Drittel der ganzen Bevölkerung von 70 000 Menschen. Auch zu der zweiten großen Elektrizitätsfirma Amerikas, der Westinghouse Co. in Pittsburgh, besteht eine gewisse Beziehung, denn George Westinghouse, der Begründer des Werks und Erfinder der Luftdruckbremse, wurde in Schenectady geboren. — Die weitere Umgebung der Stadt ist reich an landschaftlichen Schönheiten; besonders das waldbreiche Bergland im Norden und Nordosten, mit seinen Seen und den unzähligen Inselchen darin, ist ein wahres Paradies für den Naturfreund, den Angler und Botaniker. Frü-

her war es auch bewohnt von zahlreichen Wildarten, aber leider hat die sinnlose Vernichtungsart der Amerikaner hier ebenso gehaust wie unter den unendlichen Büffelherden des mittleren Westens. Nicht weit von Schenectady liegt die politische Hauptstadt des Staates New-York, Albany, am Hudson, der hier, etwa 250 Kilometer von seiner Mündung entfernt, noch für große Dampfer schiffbar ist. Sogar Flut und Ebbe reichen bis dahin und verursachen ein leichtes periodisches Steigen und Fallen des Flußwasserstandes.

Mit der Zeit befreundete ich mich mit einigen jungen Leuten, die wie ich bemüht waren, ihre technischen Schulkenntnisse nach der praktischen

Vorgesetzter!

Sei in Arbeit und Pflichterfüllung das Vorbild Deiner Untergebenen.

Die ganze Dienstzeit gehört nur der Arbeit.

Oberster Grundsatz im dienstlichen Verhältnis sei: Zusammenarbeit von Vorgesetzten und Untergebenen.

Teile Deine Arbeit so ein, daß Du Zeit zu wichtigen Vorgesprächen für Deine Untergebenen hast.

Suche Deine Untergebenen in ihrer dienstlichen Arbeit und ihrer persönlichen Art so kennen zu lernen, daß Du ihre Handlungen zutreffend beurteilen und richtig beeinflussen kannst. Nur dann ist die Zusammenarbeit mit Deinen Untergebenen gesichert.

Ein wirklicher Vorgesetzter übernimmt die Verantwortung für die Handlungen seiner Untergebenen.

Fördere bei Deinen Untergebenen das Streben nach verantwortlicher Mitarbeit.

Erkenne jeden selbständigen Vorschlag als solchen an, auch wenn Du ihn für ungeeignet hältst.

Es ist weder klug noch vornehm, selbständige Anregungen von Untergebenen als eigene Gedanken auszugeben.

Sorge durch gerechte und maßvolle Behandlung Deiner Untergebenen dafür, daß ihre Achtung nicht nur Deiner Stellung, sondern auch Deiner Person gilt.

Ar.

Gedanken an die Sonntagsnacht - Montags Unfall oft gebracht.

Auf Großwildjagd in Deutsch-Ost-Afrika!

Heiya safari, piga nyama! — Auf zur Jagd!



Eine der schönsten und besten Abwechselungen war in jähren Deutsch-Ost-Afrika die Jagd, besonders auf Großwild. Dort vernünftiger Jagdgehege war als Wild in Deutschost noch reichlich vertreten. Werwolle Tiere, wie Elefant, Elen- und sonstige Antilopen, Giraffen, Strauße, Geibbusaffen, teilweise auch Flußpferde, durften nur mit besonderer Erlaubnis gejagt werden. Raubwild konnte überall erlegt werden, es fanden da besonders Löwen und Leoparden in Frage.

Sehr viel begegnet man in der Heimat der Ansicht, daß im fernen Afrika Raubwild und sonstiges Wild ungefähr so herumläuft, wie hier die Hunde auf der Straße. Das ist durchaus nicht der Fall. Hermann v. Wissmann's größter Kummer war es, daß er auf all seinen Reisen und Expeditionen selbst keinen Löwen erlegt hat, trotzdem er ein eifriger Jäger war und zugleich auch ungeheure Entfernungen in Afrika durchwandert hat. Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre war der Wildreichtum noch ganz erheblich größer als bei Kriegsausbruch. Um das ewige Einerlei der Küche durch Frischfleisch zu unterbrechen, ging man häufiger zur Jagd, natürlich auch, um eine Abwechslung im täglichen Dienst zu haben. Zwischen 3 und 4 Uhr war der Dienst beendet, man hatte dann noch Gelegenheit, bis zum Eintritt der Dunkelheit um 6 Uhr etwas zu jagen. Wenn die Neger merkten, daß der betreffende Europäer sicherer Schütze und daher mit einiger Sicherheit Fleisch zu erwarten war, hatte man stets zu viel Leute, die mit zur Jagd wollten. Statt drei bis vier Eingeborene, die man nötig hatte, meldeten sich 40-50, die sich freiwillig anboten, als Träger die Jagd mitzumachen. Interessant und besonders spannend war eine Jagd bei tropischem Vollmond, wie man ihn eben nur in rein tropischen Ländern kennt. Mittags war den Begleitern bestellt worden: Antreten zur Jagd um 3.30 Uhr an der Wohnung. In der Nähe der Plantage war der große Mtoefee, Süßwasser. Flußpferde und auch alles andere Wild war reichlich vorhanden. Aus großer Entfernung kamen alle möglichen Wildarten zum See zur Tränke.

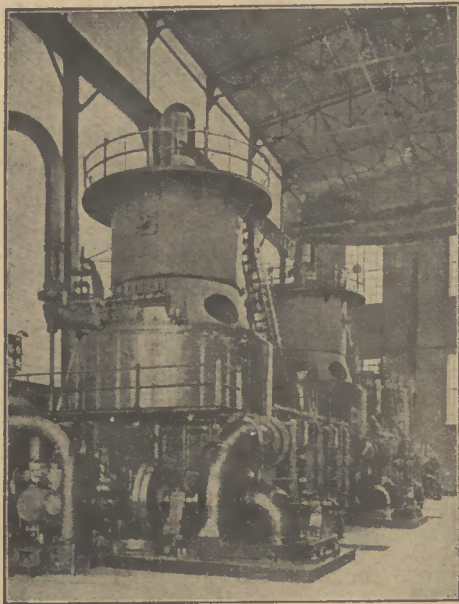
Nach ca. zweistündigem Marsch war man kurz vor Eintritt der Dunkelheit an Ort und Stelle. Alles ist noch ruhig, im Schilf und Wasser ihr noch kein Leben. Reiher, Kananiche, Störche, Taucher und sonstiges Wasserwild streichen zu den Ruheplätzen. Etwas abseits vom Seeufer ist inzwischen das Lagerfeuer in Brand gesetzt, Tee ist bald fertig, ein Butterbrot oder auch Bratartoffeln werden schnell gegessen, denn es fängt an, im See lebendig zu werden. Man hört wüstes Wühlen im Wasser, noch kann man nichts Genaueres sehen, der Mond leuchtet noch nicht voll, also warten! Das wird zur Qual, wenn man das Wild hört, dazu attadieren einen die Moskiten bis zur Raserei. Den Rod kann man nicht ausziehen, die Moskiten saugen durch das Hemd, Ameisen, in die man getreten hat, krabbeln in der Hofe hoch und kniefen ganz geräuschlos, dazu soll man sich noch ruhig verhalten. Im See wird es immer lebendiger, man sieht im Wasser auf 40 bis 50 Meter Entfernung mächtige Körper sich bewegen, Flußpferde. Man wartet stundenlang, tritt an das Steilufer des Sees und unten im Wasser, 3-4 Meter tiefer tummeln sich Flußpferde. Schießen? Nein, es ist zwecklos, denn solange die Tiere im Wasser sind, bekommt man sie doch nicht, also Sahu in Ruh', vielleicht machen sie doch noch einen Spaziergang an Land. Neun Uhr, zehn Uhr, elf Uhr, zwölf Uhr, nur im Wasser hört man das Gepolter der Ungeheuer. Sollen sie etwa Wirtung bekommen haben?

Der Wind ist günstig, zwölfhalb Uhr, Schluß, es hat keinen Zweck mehr, auf zum Heimmarsch.

Die Moskiten in der näheren Umgebung haben sich an uns ordentlich voll-gelesen, die Leute machen lange Gesicht, der in Aussicht stehende Braten kommt nicht. Schon geht die Bettelei los, bwana ngoja nkidogo — Herr warte doch noch ein wenig. Die Ufer des Sees sind stark bewachsen, der Weg, wenn man von einem solchen überhaupt sprechen kann, ist die Flußpferdepromenade, Menschen kommen dort sonst nicht hin. Ein wegelundiger Eingeborener geht als Führer vor, ab und zu macht er einen Luftsprung, Ameisen kreuzen den Weg und nehmen jede Störung böse übel, dann kommt man selbst, dahinter im Gänsemarsch noch 3-4 Leute. Schwüle, feuchte Temperatur, beschwerliches Gehen, das 98er Gewehr drückt auch nicht schlecht, dauernd angestrengte Aufmerksamkeit, man kann jeden Augenblick von erschrecktem Wild, besonders Flußpferden, angenommen werden. Letztere sind gänzlich unberechenbar und daher gefährlich.

Plötzlich bleibt der Führer erregt stehen, Achtung, Gefahr, das Gewehr fliegt in Anschlag. Wüstes Getrampel, Schnaufen, Brechen von Schilf und Geröll, einen Augenblick später wieder alles ruhig. Ein äsenes Flußpferd war in seiner

Seite hin zu ergänzen. Im Werk wurden solche Praktikanten für 2jährige Ausbildung nach Absolvierung der technischen Mittel- oder Hochschulen an-



Stehende Turbinen.

Duende von Anpreisungen in den Zeitungen, in denen versprochen wird, jedem das Klavierspiel auf brieflichem Wege in kürzester Zeit beizubringen, so mußte ich doch anerkennen, daß die jungen Leute sich ganz ansehnliche Kenntnisse in elementarer Mathematik, Mechanik und Elektrizitätslehre nur durch solchen brieflichen Unterricht aneigneten.

Alle drei bis vier Monate wurde ich in eine andere Werksabteilung versetzt; ich kam in die Motoren- und Unterwerke, zur Isolations- und Laufprüfung der Drehstrommotore, in den Dampfmaschinenbau und zuletzt in die Betriebsreparaturwerkstatt, wo alle an Maschinen und Apparaten, Rohrleitungen, Heizungen usw. notwendigen Instandsetzungen ausgeführt wurden. Die meiste Anregung fand ich als Helfer des Anreißers im Turbinen- und Kondensatorenbau. Man baute damals drüben in der Hauptsache stehende Turbinen, deren senkrechte Welle in einem mächtigen Spurlager in der Mitte des Oberflächenkondensators steht; auf diesem



Umzug am Unabhängigkeitstage.

haut sich die Turbine, darüber der Stromerzeuger und darüber die Regelvorrichtung auf, so daß turmartige Maschinen von gewaltiger Höhe (Bild 1) entstehen. Das Anzeichen geschah wie fast alle Arbeiten im Afford. Hier erfuhr ich am eigenen Leibe die Zweckwidrigkeit der Festsetzung von Höchstverdiensten, die damals dort noch üblich war. Verdienste über 40 Cents/Stb. wurden nicht ausbezahlt; es kamen Wochen vor, in denen wir schon am Donnerstag den vollen zulässigen Wochenverdienst erreicht hatten. Den Rest der Woche verbrachten wir dann mit untätigem Herumschlendern in den Werkstätten oder etwa mit einem Buch im tiefsten Innern eines der gewaltigen Kondensatorgehäuse. Ich wunderte mich noch, daß wir nicht erwählt und an die frische Luft gesetzt wurden.

Hier im Großmaschinenbau waren mehrere Deutsche als Facharbeiter und Meister beschäftigt. Bei einem Dreher aus Essen an einer der größten Spitzenbänke half ich einige Zeit. Er war seit 12 Jahren in Amerika, hatte eine Amerikanerin zur Frau, aber sein Lebensziel war ein kleines Häuschen in seiner Heimat, wo er seine alten Tage zu verbringen hoffte. Wahrhaft rührend war seine Freude und sein Stolz, als eines Tages ein besonders schwieriger und hochbeanspruchter Maschinenteil für eine sehr rasch laufende Versuchsturbine aus Essen ankam. Das Teil hatte man bei Krupp hergestellt, weil Krupp,



Am Hudson.

wie ich hörte, der einzige Lieferant war, der die geforderten hohen Garantien übernommen hatte. Auch unter den Technikern und Ingenieuren gab es viele Deutsche. Aber leider habe ich von ihnen kein ganz befriedigendes Bild gewonnen. Nur die wenigsten fühlten noch deutsch, setzten vielmehr ihren Ehrgeiz darin, für Vollblutamerikaner gehalten zu werden. Ich besuchte einmal den Gottesdienst in der deutschen Kirche und war entrüstet über das völlig verunkunnte, schlecht gesprochene Deutsch des Geistlichen, sowie darüber, daß die Leute beim Verlassen der Kirche nicht ein einziges Wort Deutsch mehr miteinander sprachen, obgleich viele die englische Sprache nur ganz notdürftig beherrschten. Dieses Verhalten der Deutschamerikaner stand im grellen Gegensatz zu der Eigenart der eingewanderten Italiener, Polen, Schweden, die ihrer Muttersprache bewußt und voll Stolz treu blieben. Ich habe aber mit Freude gehört, daß sich auch die Deutsch-Amerikaner seit dem Weltkrieg in diesem Punkte geändert haben und mehr als früher die Muttersprache pflegen.

Unter der Arbeitererschaft des großen Werkes waren fast alle Nationen der Welt vertreten. Die Facharbeiter waren meist geborene Amerikaner, Deutsche, Engländer, vor allem Iren, Schweden und andere Skandinavier; die ungelernten Arbeiter stammten in der Mehrzahl aus Italien, Polen, Ungarn. Die größte Mannigfaltigkeit herrschte aber unter den in der Ausbildung befindlichen jungen Ingenieuren; außer Vertretern aller Staaten der nordamerikanischen Union waren da Japaner, Chinesen, Südamerikaner aller Schattierungen, Franzosen und Spanier. (Schluß folgt).

Ein jeder wissen mußte - Gefahr bringt morsch Gerüste.

Mahlzeit gestört. Leiser Ruf des Führers, er deutet in die Ferne, es ist gegen 1 Uhr, fast taghell, dort bwana, viboko, — Herr dort sind Flusspferde. Flusspferde schreien stark, die fast schwarze feuchte Dede ist im Mondschein weit zu sehen. Der Führer behauptete, das ist ein Flusspferd, ich war misstrauisch, marschierte aber doch an die betreffende Stelle. Der Plag war an einer kleinen Baumgruppe leicht zu erkennen. Kurz vor der Stelle wurde noch eine kurze Rast gemacht, um vom schnellen Marsch auszuruhen und die Gewehre nachzusehen. Mit aller Vorsicht ging es langsam weiter. Weit und breit war nichts zu sehen, sollte der alte Herr Wind bekommen haben oder war es eine Täuschung? Ich gebe dem Führer, die anderen Leute waren zurückgeblieben, durch Zeichen zu verstehen, daß wieder nichts zu erhoffen ist. In einer Entfernung von drei Metern stehen zwei dicke Bäume, untereinander 1 Meter entfernt, ich gehe vorsichtig auf diese Bäume zu, der Neger hält mich am Rode fest und deutet durch die Bäume nach vorn. Im Schatten eines Baumes, steht in 8-10 Metern Entfernung, kommt ein schweres Flusspferd äsend auf uns zu, wir stehen unter Wind. Jetzt Ruhe bewahren, sonst kann es höllisch ungemütlich werden. Mein Jäger kniet in zwei Schritten Abstand seitlich vor mir, mit dem 71er Gewehr. Um einen Schuß mehr zu haben, lasse ich mit dem Gewehr geben. Auf höchstens 5 Meter zieht das Flusspferd äsend breit vor, bei, ich stehe zwischen den Bäumen im Aufschlag, halte hoch Blatt und schieße. ... knipps. ... Versager. ... verfl. ... die Haare stehen einem zu Berge, der alte Herr hat nichts gemerkt, das Gras muß besonders gut sein. Langsam kommt das 98er Gewehr in die Höhe, Rinne, Korn, Finger krumm, schwer rollt der Schuß durch die Nacht, der Bulle quittiert den Schuß, rasend vor Wut setzt er zum Galopp an, um den See zu erreichen. (Für mich galt es, den Weg abzuschneiden.) Nach ca. 50 Meter brach er hinten zusammen, quittierte den zweiten Schuß, kam aber gleich wieder hoch und sauste zum See. Es galt nun, ihn den Weg abzuschneiden. Im Wettlauf warf ich mein Koppel mit Seitengewehr weg, auch der Rod mußte daran glauben, in den Rodtaschen waren noch mehrere Streifen mit Patronen, die mir nachher sehr fehlten. Im Gewehr noch drei Patronen, gelang es mir nicht, den Bullen noch zu stellen, er kam ins Wasser, meine Hoffnung, ihn zu bekommen, war gering. Das Tier war rasend vor Wut, tobte gefährlich im Wasser und kam wirklich nach kurzer Zeit ans Ufer, um anzunehmen. Der einzige Baum, eine armstarke Schirmakazie, bot Schutz gegen Sicht. Der Mond stand senkrecht, die Akazie, ca. 3 Meter hoch, mit dichtem Blätterdach, gewährte genügend Sicherheit, ich stand vollkommen im Schatten. Langsam und schwerfällig kam der alte Herr aus dem Wasser. Spitz von vorn zu schießen hat keinen Zweck, zwei weitere Schüsse aufs Blatt aus 5 Meter Entfernung trieben den Bullen wieder ins Wasser. Im See

wieder mächtiges Toben, nach ca. 5 Minuten trat Ruhe ein, schade, daß man keinen Fangschuß geben konnte, es bestand jetzt Hoffnung, den alten Herrn doch am nächsten Tage zu bekommen. Mittlerweile war es 2 1/2 Uhr geworden, müde, hungrig und durstig ging's nach Hause. Die Neger stimmten einen Gesang an, der Refrain war immer derselbe, morgen haben wir Fleisch, soviel wir nur essen können. Gegen 4 Uhr waren wir zu Hause, man mußte dann etwas schneller schlafen, punkt 6 Uhr begann der Dienst. Um 5 Uhr waren die Neger schon wieder da und sagten Bescheid, daß sie wieder zum See wollten, es könnten sonst andere Neger zum Flusspferd gehen und die besten Stücke wegholen. Ein mitgeschickter Aufseher sollte mit den Kopf bzw. Schädel des Bullen nach Hause schaffen, den ich präparieren lassen wollte.

Nachmittags um 4 Uhr war noch keiner von der Gesellschaft zurück, ein Zeichen, daß sie das Tier hatten. Als keine Nachricht kam, ging ich selber los, um nachzusehen. Man hatte das Flusspferd ans Ufer geholt, nach Schluß der Arbeit waren noch eine ganze Menge der Leute zum lederen Schmaus zum See gegangen. Eine gründliche Keilerei wegen der besten Stücke war inzwischen auch schon erledigt. Auf meine Frage, warum der Schädel noch nicht gebracht wäre, antworteten die Leute ganz gelassen, man hätte noch keine Zeit gehabt, man wollte sich erst ordentlich an dem Fleisch satt essen. In der Dunkelheit ging's dann, bei Fadelbeleuchtung, wieder nach Hause, aber mit dem Schädel. Die Neger hatten sich so vollgefressen, daß sie andauernd stöhnten und alle Augenblicke pausierten. Am nächsten Tage wurde der Schädel gelocht, und nach Entfernung der größeren Kleinteile in einen Ameisenhaufen gelegt, wo er bald vollständig von den kleinsten Fleißarefren gesäubert war. Später ist der Schädel dann verschiedentlich mit Wasserstoffsuperoxyd abgewaschen und in der Sonne gebleicht worden. So fertig präpariert, sollte er meiner alten Schule in Sattingen geschenkt werden. Leider verzögerte sich der Transport der großen Kiste mit dem Flusspferdeschädel und einer ganzen Menge verschiedenster Geförne von Antilopen, Sägen von Sägenfischen usw. Der Krieg brach aus, all diese schönen Erinnerungen wurden vom Feind genommen und zieren heute irgendwo in der Welt ein schönes Jagdzimmer, und man erzählt von einer gruseligen Jagdexpedition dazu.

Wie interessant und spannend eine derartige Jagd ist, kann nur derjenige ermessen, dem es vergönnt war, in Gottes freier Natur solchen mehr oder weniger wehrhaften Riesen der Wildnis mit der Waffe gegenüber gestanden zu haben. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, daß wir und viele Landsleute dort drüben wieder tätig sein können, zum Nutzen der heimischen Wirtschaft.

M. v. e. e.



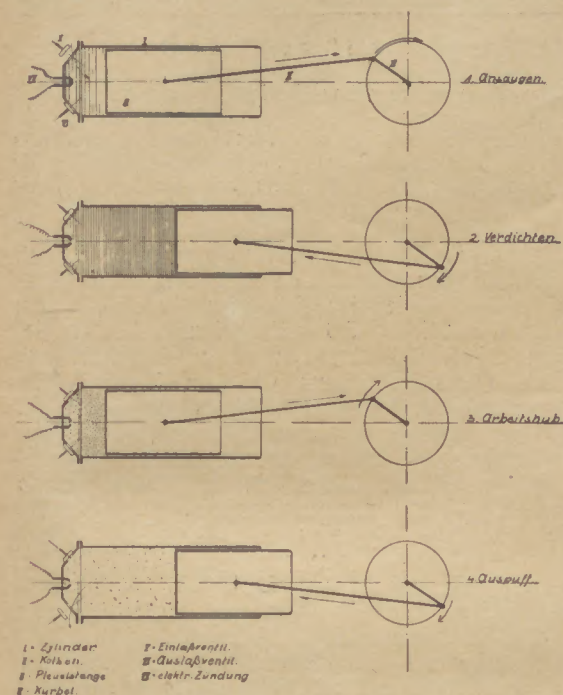
Ein Gang durch die Anlagen der Heinrichshütte.

Unsere Gaszentrale.



Ungeachtet aller den Gasmaschinen noch anhaftenden Mängel entschloß sich die Werksleitung im Jahre 1904, gestützt auf die außerordentlich hohe Wirtschaftlichkeit der Gasmaschinen, die ersten fünf dieser Maschinen zu beschaffen. 3 Kraftmaschinen und 2 Gebläsemaschinen von je 1500 PS wurden gleichzeitig — erstere bei der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, letztere bei der Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim — bestellt und 1906 in Betrieb genommen. Mit der fortschreitenden Entwicklung des Werkes stieg naturgemäß auch der Kraftbedarf, dem durch Auf-

stellung weiterer Gasmaschinen gleicher Bauart Rechnung getragen wurde. Größere Maschinen von 3000 PS wurden 1913 und in den darauffolgenden Jahren aufgestellt. Es ist selbstverständlich, daß durch die Vermehrung der Maschinen auch die Maschinenhalle (Gaszentrale) vergrößert werden mußte. Heute sehen wir parallel zu der Hochofenanlage ein Maschinengebäude von 116 m Länge und 29 m Breite, in dem 6 doppelwirkende Tandemmaschinen, und zwar 4 je 1500 PS und 2 je 3000 PS, zur Erzeugung der elektrischen Kraft, ferner 2 doppelwirkende Tandemmaschinen von je 1500 PS und 1 doppelwirkende Tandem = Zwillingmaschine



Wirkungsweise der Großgasmaschine.

von 3000 PS zur Förderung des Hochofenwindes untergebracht sind. Außerdem haben noch ein elektrisch angetriebenes rotierendes Hochofengebläse und 2 Luftkompressoren in der gleichen Halle Aufstellung gefunden. Ein Laufkran von 30 To. Tragfähigkeit mit 5 To. Hilfschubwerk ermöglicht bei Reparaturen den Ein- und Ausbau sämtlicher Maschinenteile und besorgt den Transport aller Gegenstände in der Maschinenhalle.

Das Titelbild zeigt zum Teil unsere Gasmaschinenzentrale sowie die Bauart und Aufstellung der Maschinen, ferner die Unterbringung der Schaltanlage. Es ist etwas Eigenartiges, den sich stets drehenden Rädern sowie den sonstigen beweglichen Teilen zuzusehen und das jeder Maschine eigene monotone Geräusch anzuhören. Man sieht an der Seite der Maschine eine Steuerwelle, die unsichtbar durch Schnecken und Stirnräder von der Kurbelwelle im Übersetzungsverhältnis von 2:1 gedreht wird und durch Exzentertrieb das Öffnen und Schließen der Ein- und Auslassventile vermittelt. Der am Ende der Steuerwelle angebrachte Stromverteiler betätigt die einzelnen Zündvorrichtungen. Bei genauer Prüfung erkennt man, wie ein von der gleichen Welle angetriebener Regulator selbsttätig die Umdrehungszahl der Maschine durch qualitative oder quantitative Veränderung des Gasluftgemisches reguliert. Alles ist sauberlich gepußt und spiegelblank, kein Stäubchen ist zu sehen. Unweit davon steht pflicht- und verantwortungsbewußt der Maschinist, er prüft mit Aug' und Ohr jede Veränderung, meldet sie dem Vorgesetzten und baut so unangenehmen Zwischenfällen vor. Er reguliert die Wassermengen, die zur Kühlung der mit den Feuergasen in Berührung kommenden Maschinenteile unbedingt notwendig sind, prüft die Zündeinrichtungen und kontrolliert die verschiedenartig angebrachten Schmierstellen. An den Wänden des Gebäudes angebrachte Gasfernanzeiger, die ständig den jeweiligen Gasinhalt der Gasometer angeben, entgehen seinem prüfenden Blick nicht. Schnellstens werden sämtliche, durch Signal- und Telefonapparate gegebenen Anweisungen entgegengenommen, ausgeführt oder weitergegeben.

Eins sieht unser Auge nicht, nämlich die Wirkungsweise der Maschinen und das Wesen der Krafterzeugung. Um beides verständlich zu machen, sind zunächst beistehend skizzenhaft die Erläuterung notwendigen Bestandteile einer einfachwirkenden Gasmaschine gezeichnet: Es bedeuten:

- 1) Zylinder,
- 2) Pleuellstange,
- 3) Pleuellstange,
- 4) Kurbel,
- 5) Einlassventil,
- 6) Auslassventil,
- 7) elektr. Zündung.

Die mit 1—4 bezeichneten Kurbelstellungen geben die 4 Arbeitsperioden (4=Takt) während zweier Umdrehungen der Kurbel wieder.

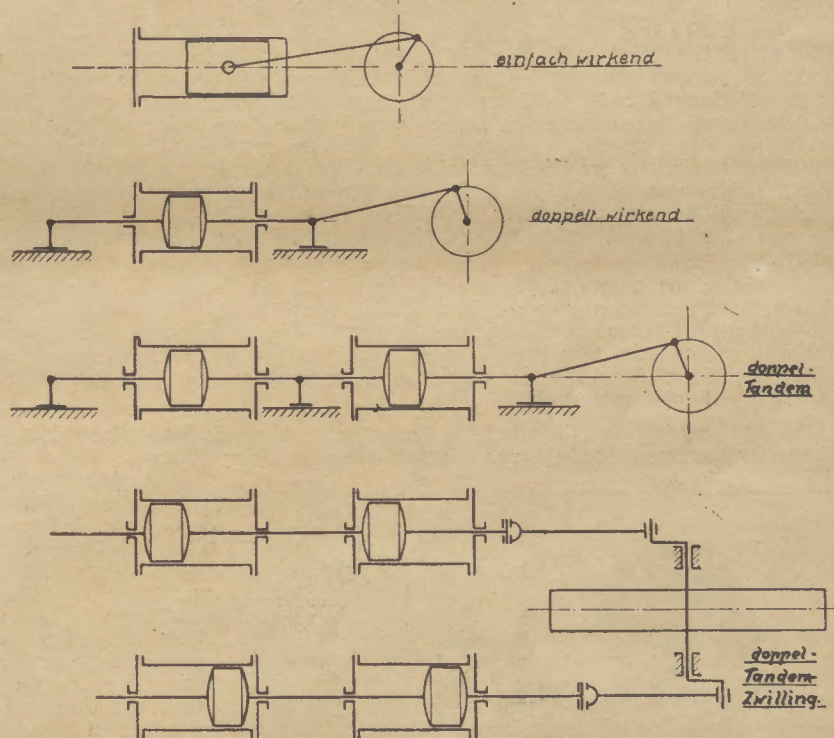
Bild 1: Das Einlassventil ist geöffnet, das Auslassventil dagegen geschlossen, so daß bei dem Vorwärtsgang des Kolbens (Pfeilrichtung) ein brennbares Gasluftgemisch angesaugt werden kann.

Bild 2: Nach Ueberschreiten der äußeren Kurbellage = Totlage hat sich das Einlassventil geschlossen. Das angesaugte Gasluftgemisch wird durch den zurückgehenden Kolben verdichtet = komprimiert.

Bild 3: Bei Erreichung der inneren Kurbellage = Totlage wird mittels eines elektrischen Lichtbogens die Entzündung und somit die Verbrennung des Gasluftgemisches eingeleitet. Die bei der Verbrennung entstehende Wärme und die hiermit verbundene Ausdehnung der Gase ist diejenige Kraft, die den Kolben nach vorn treibt.

Bild 4: Bei Ueberschreiten der äußeren Kurbellage öffnet sich das Auslassventil. Der zurückgehende Kolben drängt die verbrannten Gase durch das geöffnete Ventil ins Freie. Sobald die innere Kurbellage erreicht worden ist, schließt sich das Auslassventil und der Vorgang wiederholt sich nach Bild 1. Wie bei allen Kolbenmaschinen wird die Kraft des hin- und hergehenden Kolbens durch den Kolbentrieb in eine rotierende Bewegung umgewandelt. Die bei einer einfachwirkenden Maschine auftretende Ungleichförmigkeit, hervorgerufen durch den einmaligen Kraftantrieb während zweier Umdrehungen der Kurbelwellen, tritt selbst unter Verwendung großer Schwungmassen für die Erzeugung elektrischer Kraft unangenehm in die Erscheinung. Um diesem Nachteil entgegenzuarbeiten, wurden doppelwirkende Maschinen mit verschieden angeordneten Zylindern gebaut und hierdurch eine hinreichende Gleichförmigkeit erzielt. Die eingangs erwähnten Maschinenarten sind in den weiteren beistehenden Skizzen wiedergegeben.

Im Gegensatz zu den elektrischen Kraft erzeugenden Maschinen, deren Dynamomaschinen direkt mit der Kurbelwelle verbunden sind, ist bei den Gebläsemaschinen hinter den Gasmaschinenzylindern noch ein weiterer Zylinder zur Förderung der Windmengen angeordnet. An anderer Stelle sieht man zwei gleichartig ausgeführte Kompressoren, die einem besonderen Zwecke dienen. Das Inbetriebsetzen einer Gasmaschine von derart großen Ausmaßen, wie sie hier Aufstellung gefunden haben, läßt sich natürlich nicht von Hand bewerkstelligen, so daß man hierfür zu Hilfsmitteln greifen mußte. Das Anlassen der Maschine vollzieht sich folgendermaßen: Zunächst wird die Maschine durch ein elektrisch angetriebenes Schaltwerk in die Totlage gebracht, dann von den eingangs erwähnten Kompressoren komprimierte Luft von ca. 20—25 Atm. in den Augenblick in die einzelnen Zylinderräume gepreßt, in denen bei normalem Gange, wie Abbildung 1: Bild 3 zeigt,



Einfach und doppel wirkende Gasmaschinen in ihren Anordnungen.

eine Zündung erfolgen würde. Die übrigen Zylinderseiten saugen während des beschleunigten Vorganges ein brennbares Gasluftgemisch an, bringen dasselbe zur Entzündung und übernehmen so die Kraftentwicklung. Die Maschine läuft jetzt und die als Treibmittel benutzte Preßluft kann abgestellt werden. Es soll hier noch den verbrannten, ausgestoßenen Gasen, den sogenannten Auspuff- oder Abgasen, einige Aufmerksamkeit geschenkt werden. Während noch vor wenigen Jahren diese Gase durch Einspritzung von kaltem Wasser in die Auspuffleitungen abgekühlt und dann ins Freie geleitet wurden, ist man heute fast allgemein dazu übergegangen, die in den Abgasen enthaltene Wärme in mannigfacher Weise — vorwiegend jedoch zur Dampferzeugung — auszunutzen. Daher sind hinter unseren Maschinen 4 liegende, sogenannte Abwärmepfesseln in einem nach der Hochofenseite

liegenden erhöhten Anbau untergebracht. Die unter dem Flur des Maschinengebäudes liegenden Rohre mit starker Isolierung zum Schutze gegen Wärmeverluste und Ausstrahlungen leiten die noch ca. 500–550 Grad Celsius warmen Gase den Kesseln zu. Letztere erzeugen aus den Abgasen Dampf von 14 Atm. Ueberdruck und ca. 350 Grad Celsius Ueberhitzung, der von einem weitverzweigten Dampfleitungsrohrnetz aufgenommen und den Verwendungsstellen zugeführt wird.

Von der Abhitzefesselanlage aus bietet sich Gelegenheit, die ganze Halle zu übersehen, und ein unvergeßliches Bild von gigantischer Schönheit prägt sich dem Auge ein. Ununterbrochen, Tag und Nacht, jahraus, jahrein liefern diese Maschinen elektrische Kraft aus den Gasen, die — wie eingangs erwähnt — vor vielen Jahren nutzlos an der Gicht der Hochöfen verbrannten.

Drinnen und Draußen.

Reiseerlebnisse eines Lehrlings des Baubetriebes der Heinrichshütte.

Von Heinrich Gorny. — Mit Aufnahmen des Verfassers.
(3. Fortsetzung und Schluß.)

Die Einfahrt des hier beginnenden Suezkanals krönt ein 16 Meter hohes Standbild des Oesterreichers Ferdinand von Lesseps, des Erbauers des Kanals. Während in Tripolis das Straßenleben noch fast rein orientalisches ist, sind die unterägyptischen Städte sehr stark europäisiert. Ein Gewirr von allen Sprachen tönte an unser Ohr.

Meine letzten Dollars reichen noch für eine Fahrt nach Kairo. Erst geht es ein Stück am Suezkanal entlang, dann faßt der Expres durch Wüste, und nun gelangen wir ins fruchtbare Nildelta. An großen Baumwoll- und Zuder-

rohrplantagen geht's vorbei, an den Feldern und Arbeitsgebieten des deutschen Ingenieurs Max Enth, der hier den Dampfzug einführt, was er packend in seinem Werk „Hinter Pflug und Schraubstock“ schilderte. Die Erde in Ägypten ist schwarz und trägt drei mal im Jahre Frucht. Ein riesiges Staubecken, Deltaborrage genannt, reguliert die Bewässerung des Landes. Däsen und Ramele, von Zellen (Pauern) angetrieben, bewegen die großen Wasserräder. Hinter dem fruchtbaren Streifen Land, der zu beiden Seiten den Windungen des Nils folgt, beginnt die große Wüste, die Sahara.

In Kairo. — Es liegt auf einem Hügel, die Moschee Mohamed Alis wölbt ihre Kuppeln in die Luft, hinter ihr der kahle Mokattam. Bald verschlingt mich das Menschengewimmel dieser Millionenstadt, in der sich, wie wohl an keiner Stelle der Welt, Orient und Okzident treffen. In den prächtigsten Mercedes- oder Minervawagen fährt die tiefverschleierte Ägypterin und behauptet ihren Platz neben der nach neuesten Pariser Modellen gekleideten Europäerin und Amerikanerin, einander an Schönheit nicht nachstehend und jede Gemeinschaft miteinander verneinend. Neben den mit allem erdenklichen Komfort ausgestatteten Hotels erhebt sich nicht weit davon die Schlammhütte des Arabers, der noch heute, zah am Alten hängend, mit dem primitiven Holzflug seiner Urahnen das Feld beackert.

Schon am andern Tage finde ich eine Stelle als Kellner in einem europäischen Hotel. Es vergehen nun Zeiten angestrengter Arbeit. Stets nach besserer Arbeitsmöglichkeit suchend, werde ich Deutschlehrer, Pressephotograph und Korrespondent usw. Jeden freien Moment benütze ich, Stadt und Land kennen zu lernen und meine sprachlichen Kenntnisse zu erweitern. Die Hauptsprachen sind Französisch, Englisch, Italienisch und Arabisch.

Ich besteige die Zitadelle. Auf der Terrasse liegt die großartige Moschee Mohamed Alis, man überblickt von diesem Punkte aus ganz Kairo.



Die Sphinx und die Pyramiden, im Vordergrund der Verfasser.

Aus ungeheuren Granitquadern sind die Königsammern er baut. Ein leerer Sarkophag im Hintergrund erinnert nur noch an die Grabstätte der großen Pharaonen, deren Mumien wie die des Tutentamon in den Museen von London und Kairo ruhen.

In der Ferne grünen aus der Wüste die Sphinx, die Pyramiden von Gizeh und Sahara. Eines Morgens breche ich dahin auf. Noch liegt ein leichter Nebel im Tal des Nils, dahinter die Wüste im düsteren Violett wie ein Ozean mit erstarrten Wogen. Hinter der arabischen Gebirgskette steigt bald die Sonne empor und zerreiht den Nebel in leichte Schleier. Um die Spitzen der Pyramiden schweben Adler. Von den Steinen dieser gewaltigen Bauwerke sind die kleinsten wohl 1 1/2 Meter hoch. Ins Innere führt ein sanft abfallender Gang.

Es würde zu weit führen, wollte ich meine vielen interessanten Erlebnisse in allen Ländern, die ich noch alle bereite, anführen. Nach fast einjährigem Aufenthalt in Ägypten fuhr ich von Alexandria nach Griechenland, dort die idealen Formen der Tempel von Athen, der Mithropolis, Korinth usw. bewundernd, dann nach Smyrna, der alten Teppichstadt. Doch von meiner Abenteuerlust immer weiter getrieben, gelange ich bald, an den Hügeln Trojas vorbei, durch die Dardanellen nach Konstantinopel, der alten Kaiserstadt.

Am Bosphorus wandere ich entlang bis zum schwarzen Meer. Ein Motorboot bringt mich zu der Insel des „Lord Bulwer“, ein meerumrandetes Eiland im Marmarameer mit den Ruinen des im Windsorstil erbauten Schlosses, worin er seine „Lezten Tage von Pompeji“ schrieb.

Mit dem Dampfer gehts nun wieder zurück über Griechenland nach Italien. Mich zieht's heimwärts.

Noch verweile ich in Rom einige Tage, es war das Heilige Jahr, und die Stadt des Papstes interessanter als sonst. Florenz — Venedig — Verona halten mich noch einige Wochen in ihrem Bann, und endlich nimmt mich bei Ruffstein, nach fast dreijähriger Abwesenheit, mein Vaterland wieder auf. Ich höre wieder deutsche Worte, sehe wieder den lang entbehrten deutschen Wald und bin glücklich, ein Deutscher zu sein.



Griechenland: Vor der Acropolis.

Vom Innern der Erde. Nach Prof. G. Lamman in Göttingen besteht der Erdball aus einer äußeren Schicht von 1500 Kilometer Dicke mit dem Rauminhaltsgewicht 2,9. Unter ihr liegt eine Kugelschale von 1400 Kilometer Dicke mit einer Dichte 5,6 und zuinnerst findet sich ein Kern von der mittleren Dichte 9,6. Der Außenmantel besteht aus Silikaten, der mittlere Gürtel vornehmlich aus Sulfiden schwerer Metalle und der Kern aus den schwersten Metallen selbst in reicher Form. Der Gelehrte vergleicht die Anordnung mit einem Schmelzkessel, in dem auch nach Eintritt der Verflüssigung die leichten Schlacken oben auf schwimmen, die Sulfide eine mittlere Schicht bilden und die Schwermetalle sich am Kesselboden ansammeln. — Die ungeheure Wärmemenge, welche im Erdinnern gebunden ist, hat den Gedanken nahegelegt, sie technisch zu verwerten. In Italien gibt es bereits eine große Dampfesselanlage, die „vulkanisch“ betrieben wird. Neuerdings hat Dr. Red darauf aufmerksam gemacht, daß auch in Deutschland in Neuffen festgestellt worden ist, daß die Temperatur im Erdboden für je 11 Meter Bohrtiefe schon um einen Celsiusgrad zunimmt. Schon in 3000 Meter Tiefe müßte danach eine Hitze von 300 Grad angetroffen werden, die zur Dampferzeugung nutzbar gemacht werden könnte. Ein derartiger Schacht scheint technisch ausführbar. Dr. Red schätzt seine Kosten auf zwanzig Millionen Mark.

Landesheimatsspiele der Provinz Westfalen in Witten an der Ruhr.

Naturtheater im Stadtwald Hohenstein.

Auf dem wohl allen Lesern bekannten „Hohenstein“ in Witten finden seit Mai d. Js. in einer prächtigen Talsschlucht Heimatsspiele statt, die den



Der Schwur auf dem Rüttli.

2. Aufzug, 2. Szene.

Zweck verfolgen, die Liebe zur deutschen Heimat und zur deutschen Art zu wecken und zu stärken. — Eine geeignetere und aus allen Entfernungen bequemer zu erreichende Stätte als der „Hohenstein“ dürfte wohl nicht so leicht gefunden werden. Diese Tatsache hat auch den Landeshauptmann der Provinz Westfalen bewogen, im Frühjahr 1926 die Tribüne der Halterner Spiele nach Witten zu verlegen.

Zur Aufführung ist Schiller's unvergänglicher „Wilhelm Tell“ gewählt worden, ein Spiel, das so recht deutsches Volkstum und deutschen



Tell vor seinem Hause.
3. Aufzug, 1. Szene.

den des Dr. R. M. Krug aus Münster, der auf gute Erfolge bei den ebenfalls von ihm geleiteten Heimatspielen in Tecklenburg, Stomberg und in der Halterner Heide zurückblicken kann.

Die beigelegten, von der Stadt Witten freundlichst zur Verfügung ge-

Familieninn verkörpert und wohl jedem Deutschen das Herz höher schlagen läßt. In Volksszenen von unvergeßlichem Eindruck, in vollstümlichen Spielen und Tänzen zieht die Handlung dieses immer wieder neuen und gemütvollen Schauspiels an unseren Augen vorüber.

Wir hören den frohen Gesang der heimkehrenden Hirten, das Gelächter der Herden, erfreuen uns an der aufrechten Gestalt Tell's, verabscheuen die Tat des schrecklichen Landvogts und atmen befreit auf, wenn Tell nach vollbrachter Befreiungstat zu seiner Familie zurückkehrt. So pädend und wirkungsvoll kann das Schauspiel auf einer geschlossenen Bühne nicht dargestellt werden, das Rauschen deutscher Bäume gehört dazu, das Schauspiel lebenswahr zu gestalten.

Die künstlerische Leistung des Spiels liegt in den bewährten Hän-



Die Wilschuh-Szene.
3. Aufzug, 3. Szene.

stellten Bilder (Phot. C. Watzulif, Witten-R.), stellen die Freilicht-Bühne sowie Szenen aus dem Schauspiel dar.

Aus dem Reich der Frau.

Die Frau von Heute.

Von einem Werksangehörigen.

Ein Mädchen, stets modern gekleidet,
Von ihren Freundinnen beneidet,
Ne Feindin von 'nem langen Jopf,
Trägt sie schon lang 'nen Bubitopf.
Trägt Strümpfe auch an ihren Beinen,
Die wie natürlich Fleisch erscheinen,
Und purpurrot die zarten Lippen,
Durchs Blüschchen sah man ihre Rippen.
Den Puder in ihrem Angesicht,
Vergessen tat auch ihn sie nicht.
Sie tanzte jeden neuesten Tanz,
Fotztrott und „mit dem Knie lieber Hans“.

Dies Mädchen kriegt jetzt einen Mann,
Als bald fing schon das Schimpfen an.
War in dem Strümpfe mal ein Loch,
So fand man's nach 6 Wochen noch.

Das Weibchen mit dem Bubitopf
Kann helfen nicht dem armen Toppf.
Sie kennt noch heute jeden Tanz,
Doch niemals ist die Wäsche ganz.
Wie's Haus aussieht zu jeder Zeit,
Verschweigt des Sängers Höflichkeit.

Das Essen ist ein wahrer Graus,
Sie hat die Kochkunst noch nicht raus.
Stiehmus, des Mannes Leibgericht,
Kannte sie überhaupt noch nicht.
Dies wünschte mal der Mann zu essen,
Holt's selbst vom Markt, kriegt gut gemessen.
Weil er nach Haus nicht gehen kann,
Schickt ihm die Frau den Henkelmann.

Er freut sich auf sein Leibgericht —
Noch heut seh ich sein dummes Gesicht.
Als kaum er hat davon genossen,
Die Tränen ihm herunterflossen.
„Wat soll dat sin,“ stößt er hervor,
„Dat es so wat wie Hippensohr!“
„Was locht“ die Frau zum ledern Bissen?
Das Blatt, der Stiel ward fortgeschmissen.
Der Mann daheim wurd' mächtig frech,
Er ist zurzeit bei Köbes Rech.

*) Regenfutter

Turnen und Sport.

Lehrlings-Turn- und Sportverein.

Abt für das Sportfest!



Mit dem Einsetzen des schönen Wetters war gleich eine regere Beteiligung zu verzeichnen, so konnten gleichzeitig mehrere Ballspiele und Leichtathletik geübt werden. Nach den bis jetzt festgestellten Resultaten scheint eine gute Leichtathletikgruppe zusammen zu kommen, auch gewinnt man den Eindruck, als wenn man der Leichtathletik mehr Interesse entgegenbrächte, als dem Ballsport, vielleicht liegt es auch daran, daß die Sportausrüstung für die Ballspieler noch nicht eingetroffen ist. Für das geplante Sportfest muß noch sehr viel geübt werden, und es ergeht hierdurch nochmals die Mahnung an alle Mitglieder des Vereins, sich möglichst zahlreich und rege an den Sportsstunden zu beteiligen.

Der Turnwart Rührmann.

Schwimmabteilung.

Bei der Gründung des Lehrlings-Turn- und Sportvereins war von vornherein eine Schwimmabteilung vorgesehen. Leider war es während der ganzen Regenzeit nicht möglich, so davon Gebrauch zu machen, wie es wohl im Interesse der körperlichen Erleichterung unserer Jugend wünschenswert wäre; daß das Baden und der Schwimmsport ganz besonders zum Wohle des Menschen gehört, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Seit der Wettergott sich auf Heiter und Sonnenschein umgestellt hat, zeigt sich auch unter den Lehrlingen mehr Lust und Liebe zum Baden und Schwimmen. Am Dienstag, den 13. 7. 26, konnten erfreulicher Weise 18 Lehrlinge des Turn- und Sportvereins gezählt werden. Unter ihnen befinden sich sehr gute Schwimmer, z. B. Heidenreich, Krohn und Gremmel. Jedem Lehrling wird bei Stolle Gelegenheit gegeben, das Schwimmen zu erlernen, und zwar an einem besonders dazu befähigten Seil. Gleichzeitig richte ich ein Mahnwort an die Eltern, ihre Söhne so oft es geht zum Schwimmabend kommen zu lassen. An Ertrinken ist wohl gar nicht zu denken, da Herr Stolle und Unterzeichneter dauernd mit 3 Mann die Aufsicht führt. Unsere Schwimmabende finden jedes Wochenende und Freitags statt. Bei genügender Beteiligung auch des Samstag von 6—8 Uhr.

Der Schwimmwart,
Kroniger.

Besuch der Tellsple auf dem Hohenstein.

Am Samstag, den 24. d. Mts., ist ein Ausflug nach Witten geplant zum Besuch der Freilichtbühne auf dem Hohenstein. Es wird „Wilhelm Tell“ aufgeführt. Wir werden dann voraussichtlich in der Jugendherberge übernachten und am Sonntag eine größere Wanderung unternehmen.

Näheres durch Anschlag.

Der Wanderwart.

Nachklänge zur Sonnenwende.



Schweigend, im Kreise standen wir im nächtlichen Wald. Am uns, wie treue Wächter aus den germanischen Heldenlagen, standen des Waldes dunkle Gestalten. Am Himmel zogen gespensterhaft die Wolken, die dann und wann ein Sternlein scheu durchbliden ließen.

Das Sonnenwendfeuer glühte empor. Erst ganz langsam, nahezu scheu leiteten die Flammen an den Reisern, dann, wie von unsichtbaren Mächten getrieben, fraß die Glut sich einen Weg nach oben und Tell schlugen die Flammen in die dunkle Nacht hinein. Funten stoben umher, mühsam einen Aufwärtsweg suchend, andere fielen wieder zurück nach kurzem Aufsteigen, wieder andere, die zu früh von ihrer Bahn abgewichen, mahlten ihren Weg in den dunklen Tiefen beendend. Gleichen hier nicht die flimmernden Funten einem Bilde menschlichen Lebens?

Aus der Grundflamme steigen sie auf, die Menschen, denen der Drang nach oben eingeboren ist, in der Jugend sind sie stürmischer, im Alter bedächtig und sicher.

Wie streben sie bergan gleich der Flamme, wenn heilige sprühende Begeisterung lodern der Jugend sie erfasst, wenn aus dem Urgrund ihrer geborenen Natur die Lebensströme hervorprudeln. Dann erreicht der menschliche Geist schwindende Höhen, beneidet werden sie, die Glücklichen, wenn sie, scheinbar schon auf höchster Höhe stehend, immer noch steigen. Eine Abnahme ihrer Kraft scheinen diese Glücklichen nicht zu kennen.

Zu anderen Zeiten heben sich mühsam nur die Stärksten empor zu achtbarer Höhe. Eigener Kraft und Arbeit verdanken sie, was sie redlich erreichen.

Aber wie die Flamme dem Holzstoß, so entspringen auch sie aus der ihnen gewordenen Kraft und Anlage, Zeit und Umwelt. So ist der Mensch im Streben und Vollbringen in seiner Zeit befangen. Ihre Schwächen sind seine Hemmungen, ihre Leistungen helfen ihm zu neuem Steigen, darum: bescheiden soll sein, wer höchste Höhen gewann.

Wovon sprechen die sprühenden Funken noch? Von Menschen, die trotz starken strahlenden Aufstiegs und reinen Wollens, den Mächten der Finsternis keinen Stand hielten, ihren eigenen Kräften und denen untreu werdend, denen sie Leben und Richtung verdanken. Sie irrten ab in zeitliches Dunkel, um ihr Leben traurig in trüben Tiefen zu beschließen. Darum: „Bleib Dir selber getreu“, dann wirst Du wie die reine Flamme zur Höhe steigen.

Auch von anderem Schicksal erzählen die sprühenden Funken, von Menschen, die schon frühe vollendet. Ihr Leben war ein kurzes feuriges Aufwärtsstürmen und erlosch jäh im Schlachtentod, wie die Flamme im Flammenstoß.

Den Funken gleich, die keine Kraft zur Flamme in sich tragen, ist das Leben derer, die nur mit halbem Willen in die Welt geraten sind und deren Leben nur ein Versuch war. Sie verlöschen, ohne ihrer Umgebung Licht gespendet zu haben.

Wohl der Jugend, die, der reinen strahlenden Flamme nachstrebend, ihre guten Kräfte des Körpers und der Seele stählend übt und weiterentwickelt zum Guten ihrer selbst und des Volksganzen.

Alles Leben ist wie das Feuer!

Heilige Glut,
Rufe die Jugend zusammen,
Daß bei den loderbenden Flammen
Wachse der Mut!

W a s t, Laboratorium.

Werks-Allerlei.

Familien-Nachrichten.

Geburten:

Ein Sohn: 1. 7. Walter — Wilhelm Schäfer, Hochofen; 4. 6. Hans Joachim — Fritz Sprave, Koferei.

Eine Tochter: 3. 7. Erika — Wilhelm Menn, Walzwerk; 4. 7. Ursula — Emil Adams, Walzwerk; 5. 7. Selga — Hugo Linde, Gießerei.

Heiraten:

12. 6. Wilhelm Schöpp, Walzwerk; 3. 7. Josef Finkelnberg, Walzwerk; 9. 7. Gustav Wesener, Mech. Werkstatt.

Todesfälle:

6. 7. Hubert Bed, Walzwerk, Ehefrau; 7. 7. Ewald Gerlitz, Betr.-Buchh.

Nachruf.

Am Mittwoch, den 7. 7. vormittags ereilte uns die Nachricht von dem unerwarteten Hinscheiden unseres Betriebsbuchhalters

Herr Ewald Gerlitz
aus Welper.

Wir verlieren in dem Entschlafenen einen treuen Mitarbeiter, dessen Andenken wir über das Grab hinaus in Ehren halten werden.

Die Direktion
der Firma **HENSCHEL & SOHN G. m. b. H.**
Abt. Henrichshütte
Hattingen-Ruhr.

Kleine Anzeigen

Unter dieser Rubrik können Werksangehörige kleine Anzeigen jeder Art kostenlos aufgeben.

Nehme noch

Wäsche

zum Waschen und Bügeln entgegen.

Lehberger, Hüttenau, Lindenstr. 15

Vielfach geäußerten Wünschen nachkommend, liefern wir fortan an unsere Werksangehörigen

Fahrräder

erste deutsche Marken,

zu mäßigen Preisen, gegen bequeme Teilzahlungen.

Ansichtsräder in jeder Verkaufsstelle.

Konsum-Anstalt Henrichshütte.

Verlag: Hütte und Schacht (Industrie-Verlag und Druckerei N.-G.) — Preßgesellschaft verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: P. Rud. Fischer, Gelsenkirchen.

Rätsel-Ecke.

4 = 5

(Wiederholt, da in voriger Ausgabe durch technisches Versetzen fälschlicherweise veröffentlicht.)

Beweis:

$$\begin{aligned} 25 - 45 &= 16 - 36 \\ 5^2 - 2 \cdot 5 \cdot \frac{9}{2} &= 4^2 - 2 \cdot 4 \cdot \frac{9}{2} \\ 5^2 - 2 \cdot 5 \cdot \frac{9}{2} + (\frac{9}{2})^2 &= 4^2 - 2 \cdot 4 \cdot \frac{9}{2} + (\frac{9}{2})^2 \\ (5 - \frac{9}{2})^2 &= (4 - \frac{9}{2})^2 \\ 5 - \frac{9}{2} &= 4 - \frac{9}{2} \\ 5 &= 4 \end{aligned}$$

Wo steckt der Fehler?

Rätsel.

Ein Frosch fällt in einen ausgetrockneten Brunnen von 30 Fuß Tiefe. Der Frosch ist nun bestrebt, heraus zu kommen. Jeden Sprung nach oben macht er 3 Fuß, er fällt aber wieder 2 Fuß zurück. Wie oft muß der Frosch nun springen, um draußen zu sein?

Nachruf.

Am Mittwoch, den 7. 7. vormittags gegen 10 Uhr verschied unerwartet im jugendlichen Alter von 22 Jahren der Angestellte unserer Betriebsbuchhaltung

Herr Ewald Gerlitz
aus Welper.

Um den auf so tragische Weise um's Leben gekommenen Kollegen trauern wir aufrichtig.

Die kaufmännischen Angestellten
der Firma **HENSCHEL & SOHN G. m. b. H.**
Abt. Henrichshütte Hattingen-Ruhr.

Nachruf.

Von unseren alten Mitgliedern ist am 2. ds. Mts. der Kamerad

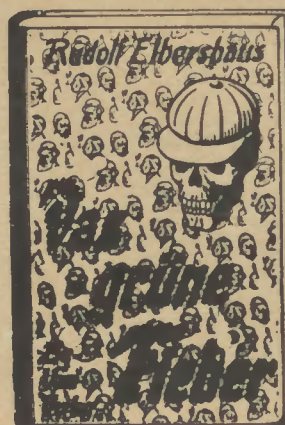
Wilhelm Nedden

zur großen Armee abberufen worden. Er gehörte zu den Kriegern, die 1870/71 die Einheit des deutschen Reiches erkämpft haben. Mit warmem Herzen hat er stets an dem Entwicklungsgang unseres Vereins teilgenommen. Wir werden sein Andenken in hohen Ehren halten.

Henrichshütte, den 15. Juli 1926.

Die Kameraden der
Vereinigten Krieger-V. Henrichsh./Welper.

Die Geschichte des deutschen Niederganges



In den Jahren 1918-23 enthält Kapitel, die unserem Volke immer von neuem vor Augen geführt werden sollten, um ihm die Abgründe zu zeigen, an denen es entlang getaumelt ist, ohne es recht zu wissen — bis nach jedem neuen Sichvergessen an den Zeitgeist der Selbstsucht und des Materialismus stets von neuem ein furchtbares Erwachen kam. Ein solches Kapitel hat der Verfasser in diesem Buch niedergelegt, das den Leser in die Zeit der beginnenden Inflation mit ihrem Jagen nach müßellosem Gewinn und ungehemmtem Lebensgenuss zurück verlegt — recht als Spiegel wirkend, der dem deutschen Volk sein Gesicht zeigt in einer Zeitepoche, da es auf dem schlimmen Wege war, sein Bestes

beinahe restlos zu verlieren! — Ein Buch, das manchem dazu helfen kann, die Zeichen der Zeit richtig lesen und deuten zu lernen!

Preis des reich illustrierten Buches: stark broschiert M. 3.00; schön gebunden M. 4.50.

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages von
Alterwerk, G. m. b. H., Verlagsabteilung, Gelsenkirchen,
Wannerstraße 306.

Druck: Stüd & Lohde, Gelsenkirchen.